

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1913

189 (15.8.1913) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 62

Aus Bebel's Festungszeit.*)

„Subertusburg ist weiteren Kreisen bekannt geworden durch den 1763 hier abgeschlossenen Friedensvertrag, der den siebenjährigen Krieg beendete. Das Schloß ist ein stattlicher Bau im Zopfstil. Vor demselben dehnt sich ein großer Hof aus, der durch pavillonartige ein- und zweistöckige Gebäude eingeschlossen ist, die früher den Hofbeamten und Bediensteten zur Wohnung dienten. Zu unserer Zeit wohnten dort die Beamten der in Subertusburg vereinigten Anstalten und hatten daselbst ihre Büros. Längere Zeit waren Teile der Gebäude als Landesgefängnis benutzt worden. Für uns Festungsgefangene war ein Flügel dieser Bauten reserviert, in dem man sieben oder acht Zellen eingerichtet hatte. Mit Subertusburg verbunden war ein Siechenhaus und eine Irrenanstalt für Frauen, und eine Pflanzschule für blinde und blödsinnige Kinder. Die Insassen dieser Anstalten bekamen wir aber nicht zu sehen. Unsere Zellen besaßen hohe Fenster, die mit Eisenstäben versehen waren. Wir blickten aus den Fenstern in den großen Wirtschaftsgarten, in dem wir unsere Spaziergänge zu machen hatten, und über dessen Mauern hinaus auf Wald und Flur und das in der Ferne liegende kleine Städtchen Muthäfen.

Die Reinigung unserer Zellen besorgte ein sogenannter Kalfaktor. Für deren Reinigung und Miete — der Staat gibt auch den Gefängnisraum nicht umsonst — hatten wir monatlich fünf Taler zu zahlen. Unser Essen bezogen wir aus einem Gasthaus des an Subertusburg grenzenden Bernsdorf. Unsere Tagesordnung war folgende: Morgens 7 Uhr mußten wir angekleidet sein, alsdann wurden die Zellen zwecks der Reinigung geöffnet. Während dieser Zeit frühstückten wir auf dem breiten Korridor, der vor den Zellen hinlief. Diese Raufe benutzte Karl Hirsch, um mit einem Zivilgefangenen eine Partie Schach zu spielen, wobei sich die beiden zu unserem größten Ergötzen regelmäßig in die Haare gerieten. Um 8 Uhr wurden wir wieder eingeschlossen bis 10 Uhr, zu welcher Zeit wir unseren Spaziermarsch im Garten unternahm. Um 12 Uhr wieder Einschließung bis 3 Uhr im Winter, 4 Uhr im Sommer, dann zweiter Spaziergang, von 5 bezw. 6 Uhr ab wieder Einschließung bis nächsten Morgen. Da wir das Recht hatten, bis 10 Uhr abends Licht brennen zu dürfen, waren diese Stunden meine Hauptarbeitszeit. Nach einigen Monaten erlangte ich, daß Liebenich den Vormittag von 8—10 Uhr in meine Zelle mit eingeschlossen wurde, um mir englischen und französischen Unterricht zu geben. Bei dieser Gelegenheit wurden dann auch die Interna der Partei und die politischen Vorgänge erörtert. Die Korrespondenz für mein Geschäft erledigte ich auf Grund der Unterlagen, die mir täglich meine Frau sandte.

Liebnicht und ich waren passionierte Teetrinker. Tee konnten wir aber nicht erhalten, und das Selbstkochen war der Feuergefahr wegen verboten. Aber Verbote sind da, um übertreten zu werden. Ich verschaffte mir also heimlich eine Teemaschine und die nötigen Ingredienzen. Sobald am Abend der Aufseher die Zelle abgeschlossen und sich entfernt hatte, begann ich Tee zu brauen. Um aber auch Liebnicht den Genuß desselben zu ermöglichen, hatte ich mir im Garten einen etwa zwei Meter langen Stod zurechtgeschnitten. An dessen Ende befestigte ich eine Schnur, die mit einem von mir geflochtenen Netz versehen war, in das ich das gefüllte Glas stellen konnte. War der Tee fertig, klopfte ich Liebnicht, dessen Zelle neben der meinen lag, damit er ans Fenster trete. Alsdann streckte ich den Stod mit dem Teeglas zum Fenster hinaus, worauf

* Aus Bebel's Erinnerungen „Aus meinem Leben“.

dieser, sobald er das Glas in Händen hatte, mit einem: „Ich hab's, danke!“ den Empfang anzeigte. Wehlich machten wirs mit dem Austausch der Zeitungen, die jeder sobald als möglich lesen wollte. Wir hatten vor den Fenstern der Zellen, längs der Eisenstäbe, eine Schnur ohne Ende angebracht. Wer mit dem Lesen seiner Zeitung fertig war, befestigte diese mit einem Haken an die Schnur, darauf klopfte er dem Nachbar, der alsdann ans Fenster trat und das Zeitungspäckchen zu sich heranzog.

Raum hatte ich mich in meiner Zelle häuslich eingerichtet, als ich wie ein Taschenmesser zusammenklappte. Die großen Anstrengungen und Aufregungen der letzten Jahre hatten mich nicht zum Bewußtsein kommen lassen, wie sehr meine Kräfte heruntergekommen waren. Jetzt, wo ich gewaltsam zur Ruhe verdriesen worden war und die Spannung nachließ, brach ich zusammen. Die Erschöpfung war so groß, daß ich wochenlang keine ernste Arbeit vornehmen konnte. Aber absolute Ruhe und frische Luft brachten mich allmählich wieder auf die Füße. Mein Hausarzt hatte recht, als er meine Frau tröstete, ein Jahr Festung werde meiner Gesundheit nützlich sein. Später stellte sich bei einer genaueren ärztlichen Untersuchung auch heraus, daß mein linker Lungenspiegel stark tuberkulös angegriffen war und eine Kaverne aufwies, die auf der Festung ausheilte. Freunde, die das erfuhren, meinten lachend, da sei ich ja dem Staate Dank schuldig, daß er mich auf die Festung geschickt. Ich antwortete: Dank würde ich ihm schulden, hätte er mich zu meiner Gesundung zu Festung verurteilen lassen. Ich hatte wieder einmal, wie so oft im Leben, „Schwein“ gehabt. Was mein Verderben sein konnte, schlug zum Guten aus.

Nachdem unabänderlich feststand, daß ich für einunddreißig Monate meine Freiheit eingebüßt hatte, entschloß ich mich, diese Zeit mit aller Kraft zu verwenden, um die Lücken meines Wissens einigermaßen auszufüllen. Sobald ich also wieder arbeitsfähig war, stürzte ich mich mit aller Energie in die Arbeit, das beste Mittel, über eine unangenehme Situation hinwegzukommen. Ich studierte hauptsächlich Nationalökonomie und Geschichte. Zum zweitenmal studierte ich Marx' „Kapital“, dessen erster Band damals nur vorlag. Engels' „Lage der arbeitenden Klassen in England“, Lassalles „System der erworbenen Rechte“, Stuart Mills' „Politische Ökonomie“, Dührings und Careys Werke, Lablaches „Urgentum“, Lorenz Steins „Geschichte des französischen Sozialismus und Kommunismus“, Platons „Staat“, Aristoteles' „Politik“, Machiavellis „Der Fürst“, Thomas Morus' „Utopia“, v. Thünnens „Der isolierte Staat“. Von den Geschichtswerken, die ich las, fesselten mich besonders Dückels „Geschichte der englischen Zivilisation“ und Wilhelm Zimmermanns „Geschichte des Deutschen Bauernkriegs“. Letztere gab mir die Anregung, eine populäre Abhandlung zu schreiben unter dem Titel „Der Deutsche Bauernkrieg mit Berücksichtigung der hauptsächlichsten sozialen Bewegungen des Mittelalters“. Das Buch erschien bei W. Braue in Braunschweig; später, unter dem Sozialistengesetz, wurde seine Verbreitung verboten. Eine zweite Auflage, die eine Neubearbeitung erforderte, gab ich wegen Zeitmangel nicht mehr heraus. Auch die Naturwissenschaften vernachlässigte ich nicht. Ich las Darwins „Die Entstehung der Arten“, Häckels „Natürliche Schöpfungsgeschichte“, v. Büchners „Kraft und Stoff“ und „Die Stellung des Menschen in der Natur“, Liebigs „Chemische Briefe“ usw. Ebenso widmete ich dem Lesen der Klassiker einen Teil meiner Zeit. Ich war von einer wahren Lern- und Arbeitsgier befallen.

Ferner übersehte ich während der Haft „Etude sur les doctrines sociales du Christianisme“ von Zsch

Für unsere Frauen.

Bebel und die Frauen.

Die deutschen Frauen haben ihren besten Freund verloren. August Bebel ist nicht mehr! Was er für die Frauen und besonders für die Arbeiterinnen getan hat, kann man nur dann ermessen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß er bereits in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, also zu einer Zeit, wo im übrigen Deutschland noch kaum ein Verständnis für die Lage der Frauen aufdämmerte, das Frauenwahlrecht forderte und mit der ihm eigenen Energie sich dafür einsetzte, daß die Sozialdemokratie die Sache der Frauen zu ihrer eigenen machte. Auf dem Gothaer sozialdemokratischen Kongress im Jahre 1875 forderte Bebel und Auer, daß das Frauenwahlrecht in das Programm der Partei aufgenommen würde. Bebel erklärte damals: „Man behauptet, daß die Frauen nicht genügend gebildet seien — nun, dann müssen wir dahin streben, daß sie es werden, und dies geschieht eben dadurch, daß wir ihnen das Wahlrecht geben, damit sie sich in der Benutzung desselben üben.“ Sicher gab es damals noch manchen Parteigenossen, dem es schwer wurde, an die Gleichwertigkeit der Frau zu glauben, und für ihre Gleichberechtigung einzutreten. Bebel und seiner unermüdbaren Arbeit ist es zu verdanken, daß diese Widerstände so bald beseitigt wurden, und daß heute die gesamte Sozialdemokratie geschlossen hinter der Forderung des Frauenwahlrechts steht.

Nicht zum wenigsten trug dazu sein Buch „Die Frau“ bei, das im Jahre 1879 erschien und jetzt bereits in über fünfzig Auflagen in alle Länder gegangen ist. In der „Frau“ ist die wissenschaftliche Begründung der Theorie von der Befreiung der Frau gegeben. Die wirtschaftliche und soziale Lage des weiblichen Geschlechts wird in dem Buche untersucht und es gipfelt in dem Satz: „Es gibt keine Befreiung des Menschen ohne die soziale Unabhängigkeit und Gleichstellung der Geschlechter.“ Das Buch machte, als es zuerst erschien, ein gewaltiges Aufsehen. Unter den bürgerlichen Philistern verbreitete sich ein Entsetzen über die Kühnheit des Mannes, der es wagen konnte, zu behaupten, „Die Frau ist frei“. Aber auch die bürgerlichen Frauen haben Bebel und seinem Buche unendlich viel zu danken, denn sein Kampf galt der Hebung der Würde der Frauen gegen das weibliche Geschlecht und der Verbesserung der wirtschaftlichen und sozialen Lage der Frauen in ihrer Gesamtheit.

Bei einigen wenigen bürgerlichen Frauen fand Bebel damals volles Verständnis, aber die Arbeiterinnen jubelten ihm zu, sie liebten und ehrten ihn als ihren Vorkämpfer und sie sind es auch, die der Verlust am schwersten trifft. Gewiß, die Partei ist heute von der Gleichberechtigung der Frauen fest überzeugt, hier sind für die Arbeiterin keine Widerstände mehr zu überwinden, aber mit Bebel ist der beredteste Anwalt ihrer Sache im Reichstag dahin gegangen und hier hat sein Tod eine große und schmerzliche empfundene Lücke gerissen.

Die Sozialdemokratinnen Deutschlands werden Bebel niemals vergessen. Er hat ihrem Herzen am nächsten gestanden, er hat für sie immer volles Verständnis gehabt und ist ihnen stets hilfsbereit entgegengekommen. Die Proletarierinnen werden sein Andenken ehren, indem sie ihre ganze Kraft daran setzen, die sozialdemokratische Partei zu stärken und in gemeinschaftlicher Arbeit mit ihren männlichen Klassengenossen für die Verwirklichung der sozialistischen Ideen zu kämpfen. „Dem Sozialismus gehört die Zukunft, das heißt in erster Linie dem Arbeiter und der Frau.“ Für sie ist dies Wort geschrieben worden, sie werden seiner eingedenk bleiben und sich dem Geschick dankbar zeigen, das ihnen einen Bebel zum Vorkämpfer gab!



der Großmacht nun einmal auf alle Fälle, und wer es wagt, kann ihnen egal sein. Man wende nicht ein, es sei für ein Volk nicht gerade sehr ehrenvoll, einen Fürsten zu bekommen, den man wo anders nicht gewollt hat — etwa wie sich ein Mann nicht gerade in die Brust zu werfen braucht, wenn er des Geldes wegen ein Mädchen geheiratet hat, das alle anderen trotz ihrem Gelde haben sitzen lassen. Aber so steht die Sache nicht. Salon ist ein vollkommen tabelloser Mensch. Es liegt nicht das geringste gegen ihn vor und die Norweger wollen ihn nicht deswegen abschaffen, weil sie ihn vielleicht für unfähig halten oder weil er ihnen aus irgend einem anderen Grunde unsympathisch wäre. Nicht gegen ihren speziellen König haben sie etwas, sondern gegen das Königtum. Das kann aber in den Augen eines vernünftigen Menschen unmöglich den König Salon herabsetzen. Daß also die Norweger ihn nicht wollen, kann für die Albaner kein Grund sein, ihn ebenfalls nicht zu wollen. Dagegen hätten sie allen Grund, sich einen Fürsten zu wünschen, der schon einige Übung im Regieren hat. Denn in Albanien wird das Regieren, und das Regieren wenigstens in der ersten Zeit, ziemlich schwierig sein. Und bei dem lebhaften Temperament der Albaner auch nicht ganz ungefährlich. Aber gerade das müßte Salon reizen. In Norwegen, unter lauter Republikanern, hat er sich als König natürlich nicht ungehemmt entwickeln können, in Albanien aber hätte er Gelegenheit, zu zeigen, was er kann, und so nicht nur seine Herrscherpflichten gegen sein Volk zu erfüllen, sondern auch eine edle, eine wahrhaft königliche Tatkraft in seinem Erbvolk zu nehmen. Kurz, alles spricht für unseren Vorschlag. Er ließe sich auch ohne weiteres durchführen. Salon der Fürste hätte nur zwei Kleinigkeiten zu ändern: seine Nummer und seine geographische Lage. Die letztere übrigens nur dann, wenn sich die Albaner darauf versteifen, daß er nach Albanien kommt. Aber solche Kapriolen hätten sie vielleicht gar nicht, denn die Regierungstechnik ist ja heute schon so hoch entwickelt, daß ein Land registriert werden kann, auch wenn der König außer Landes ist. Also? Wird Salon unser Projekt in Erwägung ziehen? Oder wird er am Ende denken: „Wieder ein lebendiger Erbprinz von Norwegen als ein erschoffener Fürst von Albanien?“ Das wäre ja freilich menschlich, aber königlich wärs nicht.

Hundetouletten. Die „Leipziger Neuesten Nachrichten“ brachten folgenden Artikel: „Der Luxus der Hundetouletten, der sich auf der Pariser Hundenausstellung wieder in voller Pracht entfaltete, gibt der mondänen Frau viel Kopfzerbrechen auf, denn ein lässiges Aussehen des sie begleitenden Liebblings gehört zu der vollkommenen Silhouette ihrer Erscheinung. Leder allein tut es jetzt nicht mehr bei Halsband und Leine, wie Jacques Auffigny in einer Plauderei des „Figaro“ verrät, sondern der Rißleur, der Goldschmied und der Juwelier müssen an der kostbaren Verschönerung dieser Dinge arbeiten. Alle Zusammenstellungen sind erlaubt, wenn sie harmonisch sind und zu der Individualität des Trägers passen. Ihre Bulldogge ist dunkelgeleckt? Dann nehmen Sie rotes Leder und vergoldetes Silber. Ist sie weißgeleckt, so muß sie weißes Leder mit einer Verzierung von Fürtzen tragen. Aber niemals verwendende man ein Halsband aus Haaren. Das ist höchst unmodern. Für alle die kleinen Schöpfungchen, den King-Charles, den Vologneser, den Peking- und Japanhund kommt nur ein schmales, aus sehr feinen Maschen gearbeitetes, silbernes Halsband in Betracht, mit einem winzigen Vorlegetisch versehen und mit feiner Ziselierung verziert. Elegant, aber für den Hundedandy schwierig zu tragen, ist ein Halsband von einfachem Kadleder. Eine entzückende Zusammenstellung für einen niedlichen Affenpinscher ist ein Brustriemen, der bei einem schwarzen Tier aus weißem mit Opalen verziertes Leder sein muß. Windspiele schreiten in hellen, mit Borten garnierten Schabraden einher. Für das Automobil besteht die Toilette des Modehundes aus englischen Stoffen und Pelz. Weiße Mäntel, weiche Plaids, alles von einfacher ruhiger Farbe, bilden die Reisetoulette. Die Seitentasche mit dem früher beliebten, nun als läppisch empfundenen Taschentuch ist verpönt. Am Meeresstrande präsentieren sich die lahl geschorenen Hunde in anliegenden Trikots, doch haben sie auch wasserdicke Kleidung mit, damit sie sich nicht erkälten. Die letzte Neuheit des guten Hundetons aber besteht in dem Gebrauch von Schuhen, die für größere Ausflüge fest und widerstandsfähig gearbeitet sind, in der Stadt aber sehr fein und niedlich sein müssen; ja, diese eleganten Hunde tragen sogar Heberische aus Samt, um die heikle Farbe ihrer Seidenschuhe zu schonen. Zum Schuh gehört unbedingt das „Arm-band“. Extravagante Damen sollen sogar versucht haben, das Armband noch mit einer niedlichen kleinen Uhr auszustatten.“ Das Treiben dieser weiblichen Modenarren, die sich abquälen, für ihre Hunde immer neuen kostbareren Schmuck und neue kostbarere Kleidung zu erkriegen, indes Millionen von Menschen das Notdürftigste zum Leben entbehren, beweist, wie weit der Verwahrlosungsprozess der oberen Gesellschaftsschichten fortgeschritten ist.

Suyot und Egidmund Lacroix, eine Uebersetzung, die unter dem Titel „Die wahre Gestalt des Christentums“ bis heute erscheint. Dazu verfaßte ich eine Gegenschrist unter dem Titel „Glossen zu Yves Suyots und Egidmund Lacroix“ Die wahre Gestalt des Christentums, nebst einem Anhang über die gegenwärtige und zukünftige Stellung der Frau“. Der letztere Aufsatz war, glaube ich, die erste parteigenössische Abhandlung über die Stellung der Frau vom sozialistischen Standpunkt aus. Die Anregung zu dieser Abhandlung hatte mir das Studium der französischen sozialistischen und kommunistischen Utopisten gegeben. Auch machte ich während dieser Gast die Vorstudien zu meinem Buche „Die Frau“, das zuerst im Jahre 1879 unter dem Titel „Die Frau in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“ erschien und trotz des Verbreitungsverbots unter dem Sozialistengesetz acht Auflagen erlebte. Im Jahre 1910 erschien die 50. und 51. Auflage. Es war schon und nützlich, daß ich die Zeit meiner Gefangenschaft zu meinem eigenen Besten verwenden konnte, nichtsdestoweniger atmete ich auf und begrüßte den Tag, an dem ich meine Freiheit wieder erlangte. Da aber jeder Gefangene, der seiner baldigen Befreiung entgegenfieht, von großer Unruhe und Ungebuld gepackt wird und Tage und Stunden zählt, suchte ich dieselben dadurch zu meistern, daß ich mir vornahm, noch ein Pensum Arbeit zu erledigen, das nur unter äußerster Ausbeutung der Kräfte bewältigt werden konnte. Nach dieser Methode verfuhr ich auch bei späteren Freiheitsentziehungen; ich fand sie probat.

Unsere Familien besuchten uns alle drei bis vier Wochen einmal. Wir setzten schließlich durch, daß sie die Gültigkeit der Rückfahrkarten — drei Tage — ausnutzen durften. Sie wohnten während der Zeit im Dorfe. Jede der Frauen brachte ein Kind mit; Frau Liebknecht ihren Aeltesten, der etwas jünger war als meine Tochter. Die Reise war beschwerlich, namentlich in der ungünstigen Jahreszeit. Die Frauen und Kinder mußten schon früh vor 7 Uhr von Gause fort; Geld für eine Droschke auszugeben, hätte jede der Frauen als ein Verbrechen angesehen. Von vormittags 1/2 10 Uhr bis abends 7 Uhr durften sie in unserer Balle bleiben, auch den Spaziergang im Garten mitmachen. Das war für uns eine große Erleichterung der Gast.

Ich hatte ein großes Bedürfnis zu körperlicher Arbeit. So kam ich auf den Gedanken, wir sollten uns zu diesem Zweck im Garten einige Beete anlegen. Unser Gesuch, uns dazu ein Stückchen Land zu überweisen, wurde abgelehnt, wir könnten aber von dem mehrere Meter breiten Rain, der sich längs der Gartenmauer hinzöge, in Betrieb nehmen, so viel wir wollten. So geschah es. Mit dem nötigen Werkzeug ausgerüstet, gingen wir an die Arbeit. Liebknecht, der damals seine Abhandlung über die Grund- und Bodenfrage schrieb, betrachtete sich als agrarischen Sachverständigen. Er versicherte, wir hätten an dem Rain einen vorzüglichen Humusboden zu bearbeiten. Als wir aber die Spaten in den Boden stießen, antwortete ein Mark und Bein durchdringendes Nschzen. Wir stießen bei jedem Spatenstich auf Steine. Liebknecht machte bei diesem Resultat ein langes Gesicht, wir lachten unbändig. Statt aus Humus bestand der Boden aus magerem Lehm, den wir, wie unser Aufseher versicherte, düngen müßten, wenn wir ernten wollten. Liebknecht und ich nahmen also einen großen Korb und zogen nach dem Komposthaufen, der in einer Ecke des Gartens angelegt war. Wer einen solchen Komposthaufen kennt, weiß, daß, wenn man ihn ansieht, Dünste entströmen, die alle Wohlgerüche Indiens und Arabiens nicht überwinden können. Aber wir gingen mit wahrer Todesverachtung ans Werk und nachdem wir den Korb gefüllt, steckten wir durch die Hentel zwei Stangen und trabten, Liebknecht vorn, ich hinten, nach unserm Beet. Die im Garten arbeitenden Frauen lachten aus vollem Halse, als sie unser Tun sahen. Ich habe damals und später öfter geäußert: Mutete der Staat uns eine solche Arbeit zu, wir hätten sie mit größter Empörung zurückgewiesen. Das ist der Unterschied zwischen Zwang und freiem Willen.

Wir hatten unser Beet mit Radieschenjamen bestellt und warteten sehnsüchtig auf die Ernte. Der Same ging

praktisch auf, das Kraut schoß mächtig in die Höhe, aber die ersehnten Radieschen zeigten sich nicht. Jeden Vormittag, sobald wir unsern Spaziergang antraten, veranstalteten wir ein Bettrennen nach dem Radieschenbeet, denn jeder wollte die ersten Früchte ernten. Vergebens. Als wir nun eines Tages kopfschüttelnd um unser Beet standen und tiefinnige Betrachtungen über die fehlerhafte Ernte anstellten, lachte unser Aufseher, der in einiger Entfernung unserer Unterhaltung zugehört hatte und sagte: „Warum Sie keine Radieschen bekommen, meine Herren, das will ich Ihnen sagen, Sie haben zu fett gedüngt!“ Tableau! So war also alle unsere Mühe vergeblich gewesen. . . .

Königstein.

Im Laufe des März wurde uns offiziell mitgeteilt, wir würden am 1. April nach der Festung Königstein überführt werden. Die Nachricht war uns nicht angenehm. Liebknechts Gast ging Mitte April, die meine Mitte Mai zu Ende und da kam uns ein Umzug mit unsern Büchern und Skripturen und verschiedenen Möbelstücken sehr unangenehm. Im letzten Moment wurde aber die Uebersiedlung verschoben und so konnte Liebknecht am 15. April von Subertusburg nach Leipzig reisen. Ich aber mußte am 23. April 1874 die Reise nach dem Königstein in Begleitung eines Beamten in Zivil unternehmen. Als ich mich am Tage vor der Abreise vom Direktor verabschiedete und ihm für sein Entgegenkommen in so mancher Angelegenheit dankte, war er sehr gerührt. Er drückte mir zum Abschied warm die Hand und entließ mich mit den Worten: „Gehen Sie mit Gott!“ Der beste Wunsch, den er von seinem Standpunkt aus wohl glauben mir mitgeben zu können. Als ich dann am nächsten Morgen fünf Uhr die Reise antrat, war auch die ganze Familie des Aufsehers versammelt, um sich von mir zu verabschieden. Dieser wurde nimmehr nach dem Waldheimer Zuchthaus verlegt; ich glaube, die Zeit, in der er uns unter seiner Obhut hatte, war die schönste seines Lebens. Er starb bald nachher.

Der 23. April war ein herrlicher Tag, das ganze Elbtal grünte und blühte in voller Frühlingspracht. Beim Aufstieg auf die Festung begegneten wir dem Gouverneur der Festung, Generalleutnant v. Leonhardt, dem ich durch meinen Begleiter vorgestellt wurde. Während wir nun selbender den Weg nach oben zurücklegten, ließ sich der General in eine Unterhaltung mit mir ein. Er wünschte zu wissen, wie die Tagesordnung und die Behandlung in Subertusburg gewesen sei. Nachdem ich ihm die gewünschte Auskunft gegeben, meinte er: „Na, schlechter sollen Sie es bei mir nicht haben.“

Als Aufenthalt wurde mir ein altes, nach früheren Begriffen bombensicheres Gebäude angewiesen, das vordem Zeughaus war. Auf dem Korridor standen zur Stütze des Daches Balken von einer Dicke, wie man sie nur noch auf den Wöden alter Kirchendächer sieht. Die Stube war geräumig und hatte zwei schiefkartentartige Fenster, die mit dicken Eisenstäben versehen waren, als gelte es, Mörder und Mordbrenner in Gewahrjam zu halten. An der einen Wand stand ein riesiger Kachelofen, in dem die fünf Pfund Kohlen, die mir als tägliches Deputat der Staat gewährte — denn es war trotz der vorgeschrittenen Jahreszeit und dem prächtigen Frühlingswetter in dem Raum bitter kalt — verschwand. Ich mußte mir auf eigene Kosten noch Feuerungsmaterial beschaffen, wollte ich nicht frieren. Sätten wir unsere ganze Gast dort oben verbringen müssen, wir hätten ein kleines Vermögen für Feuerungsmaterial zugelegt.

Eine interessante Persönlichkeit war mein Wärter. Dieser, ein siebzugähriger Mann, leistete schon seit 36 Jahren auf der Festung Dienst und hatte 1849 zwei Medaillen der provisorischen Regierung Sachsens, Tod und Heubner, ferner August Ködel und einen der Leiter des Dresdener Maiaufstandes, Michael Bakunin, den später nach den einen berühmt, nach den andern berüchtigt gewordenen Führer der Anarchisten, in seiner Obhut. Die Genannten befanden sich auf der Festung in Untersuchungshaft.

Sehr beschränkt war der Raum für meinen Spaziergang, der sich auf einen einzelnen kurzen Weg in dem Klei-

nen Park der Festung erstreckte und bei dem regelmäßig ein Posten Wache stand, um die zahlreichen Besucher des Königsteins mir fernzuhalten. Das einzig Zufriedenstellende war die Kost, die ich aus einer kleinen Wirtschaft auf der Festung bezog. Der Wirt schien mich in sein Herz geschlossen zu haben das Essen war nicht nur sehr gut und billig, sondern auch sehr reichlich. Ich war verwundert, als ich am ersten Tage die für mich bestimmte Portion sah, war aber höchlich überrascht, als ich sie ganz verzehrte. Die Höhenlust tat ihre Wirkung. Die Soldaten der kleinen Besatzung klagten, daß sie hier oben nie satt würden und froh seien, wenn sie abgelöst würden, was alle drei Monate geschah.

Endlich kam der 14. Mai, der Tag der vorläufigen Befreiung. Unter denen, die mich zu Hause begrüßten, befand sich auch Eduard Bernstein, der extra zu diesem Zweck von Berlin nach Leipzig gekommen war. Ich hatte Bernstein bereits 1871 in Berlin kennen gelernt. Durch Vermittlung meines Rechtsanwalts Otto Freytag hatte sich das Ministerium herbeigelassen, mir bis zum Antritt der neunmonatigen Haft im Landesgefängnis in Jüdau eine sechsmonatige Frist zu gewähren. Da in diese Pause Pfingsten fiel, machte ich mit meiner Frau und Tochter und einigen Freunden einen Ausflug nach der sächsischen Schweiz und dem Königstein. Hier machte es mir großes Vergnügen, daß die Belle, in der ich drei Wochen kampiert hatte, mittlerweile zu den Sehenswürdigkeiten der Festung avanciert war. Der Fremdenführer machte auf die Fenster der Belle, die mich damals beherbergte, aufmerksam. Später ist ihm das verboten worden. Für die Dresdener Parteigenossen hieß der Königstein längere Zeit scherzweise die **Wobeldburg**.

Worte unseres Bebel.

Ueber die Gewerkschaften.

„Es gab eine Zeit, wo man sich über die Zweckmäßigkeit derselben innerhalb der Partei lebhaft stritt; auch heute noch sind einzelne der Meinung, diese sei ganz nebensächlich, man sollte sie doch nach Möglichkeit beiseite sehen, die gewerkschaftliche Organisation behändere die politische, sie absorbierte eine Masse von Mitteln und Kräften, welche der politischen entgegen würden, auch angeht die durch verunglückte Streiks verursachten Schäden büße man sich nicht darauf einlassen. Die immense Majorität der Partei hat indeß die gewerkschaftliche Organisation für notwendig gehalten, nicht bloß für die Entwidlung der Partei, sondern auch für die Führung des Klassenkampfes gegen die bestehende Ordnung der Dinge.“

Parteitag zu Erfurt 1891.

Ueber sich selbst und über die Massen.

„Und nun will ich denen, die es angeht, ein Geheimnis verraten, wenn es ein Geheimnis ist. Da sagen die Gegner immer, der alte Bebel, da ist nichts zu machen, der hat die Massen hinter sich. Ja, warum hat er denn die Massen hinter sich? Weil alle sich sagen müssen, er hat manchmal Schwupper hinter sich, manche Dummheit gemacht, manchmal durch sein Temperament sich hineinreihen lassen, aber auch in seiner Dummheit war er stets der ehliche Mann. Ja, auch mit seinen Fehlern hat er geglaubt, der Partei zu dienen, und antippen kann man ihm nicht. Und wenn Ihr, die das angeht, denselben Einfluß haben wollt, dann macht es wie ich.“

Parteitag zu Dresden 1903.

Ueber die Macht des Reichstages.

„Nun ist gestern von Bernstein geklagt worden über die steigende Ohnmacht des Reichstages. Das ist grundsätzlich, das Gegenteil ist wahr. Ich habe die Dinge von Anfang an im Reichstag sich entwickeln sehen, und da erkläre ich, daß die Macht des Reichstages in seiner Gesamtheit, wenn er einmal seine Stimme erhebt, heute viel mehr Beachtung hat, wie jemals in einer früheren Periode. Wenn man unter der Herrschaft des Fürsten Bismarck von einer vollständigen Ohnmacht des Reichstages gesprochen hat, so hatte man vollkommen Recht. Ja selbst noch unter dem Grafen Caprivi und noch unter Fürst Hohenlohe konnte man das mit einer gewissen Einschränkung sagen, aber seitdem hat der Reichstag allmählich der Regierung gegenüber eine Position erobert. Er hat in einer Reihe von Pro-

gen tatsächlich die Leitung an sich gerissen, er entscheidet, und nach seiner Entscheidung richtet sich öfter die Regierung.“

Parteitag zu Jena 1906.

Ueber den Materialismus.

„Unter Materialismus und materialistischer Weltanschauung ist nicht die rohe Genußsucht, wie sie die heutige Bourgeoisie übt, und ihre wilde Sucht nach Gut und Geld zu verstehen, sondern die Anschauung, wonach die Materie die Grundursache alles Lebens und aller Bewegung ist, und wonach von den materiellen Existenzbedingungen der Fortentwicklung der Wesen, also auch des Menschen und der Menschheit abhängt.“

Im Vorwort von „Der deutsche Bauernkrieg“.

„Ich habe die Wahrheit gesagt, auch dort, wo mancher denken wird, ich hätte besser gelan, sie zu verschweigen.“

„Aus meinem Leben“, I. Band.

Ueber die Einigkeit der Partei.

„Parteigenossen! Ich habe die sehnlichste Ueberzeugung, daß es keinen Mann in der Partei gibt, er möge noch so mächtig und angesehen sein, ob er Liebknecht, ob er Singer, ob er Auer, ob er Vollmar oder Bebel heißt, der imstande wäre, die Partei auseinander zu reißen. Derjenige, der sich bekommen ließe, den Versuch zu machen, der wäre der erste, der aus der Partei hinausfliegt. Die Partei ist so in sich gefestigt, daß da niemand auch nur daran denken kann, einen anderen Geist in sie hineinzubringen.“

Parteitag zu Gotha 1896.

Allerlei.

Gelbengebeine zur Düngerfabrikation.

Auch ein Beitrag zur Jahrhundertfeier.

Die Stadt Danzig ist während der Napoleonischen Zeit zweimal der Schaulapf erbitterten Ringens gewesen. Einmal während des „unglücklichen“ Krieges, als sie von Preußen und Russen verteidigt und von den Franzosen belagert wurde. Sodann 1813, als die Franzosen die Verteidiger und die Verbündeten die Angreifer waren. In jenen Tagen fanden viele Tausende Kämpfer ins Grab und die Erde in und um Danzig birgt ihr Gebeine bis zum heutigen Tage. Ein Teil der Befestigungswerke von damals ist bereits vor Jahren gefallen, einen anderen Teil hat der Magistrat vom Fiskus erworben, um ihn gerade im Jahre der Erinnerungen an 1813 niederlegen zu lassen. Dabei kommen nun auch die in der Erde moderner Totengebeine zu Tage, und zwar in so großem Umfange, daß sie viele Wagenfulen füllen. Die Knochen werden aber nicht etwa bestattet, sondern der Magistrat läßt es zu, daß sie von Frauen und Kindern gesammelt und, der Zentner zu 1,40 Mark, an Händler verkauft werden. Diese erscheinen mit Pferd und Wagen auf dem Plage und bringen, damit das „Geschäft“ glatt von flatten geht, sogar eine Dezimallage mit. Das geschieht seit Wochen Tag um Tag, und Duhende von Zentnern Menschenknochen sind aufgefesen worden. Sie werden, wie es heißt, einer Fabrik für Kunstdünger verkauft. Unser Danziger Parteiblatt und ebenso das Zentrumsorgan nahmen bereits vor mehreren Tagen diese Pietätlosigkeit zum Gegenstand einer längeren Betrachtung, und wiesen darauf hin, daß Totengebeine kein Handelsobjekt sein sollten. Auch an die Gefahren, die den Knochenlesern selber drohen, erinnerte die „Volkswacht“, da es leicht möglich ist, daß Kinder durch Erdmassen verschüttet werden können. Ebenso ist nicht ausgeschlossen, daß die Wallruine Explosivkörper bergen kann, wie ein schweres Unglück, das sich beim Abbruch der Königberger Umwallung ereignete, beweist. Aber der Protest der beiden Zeitungen ist ungehört verhallt. Nach wie vor sind täglich zahllose Kinder beschäftigt, die Ueberreste ihrer Urgroßväter aus der Erde zu buddeln, nach wie vor schafft man die Gebeine der Helden von 1806 und 1813 fußrenweise in die Düngerfabrik.

Königschiebung. Die Wiener „Arbeiter-Zeitung“ macht folgenden lustigen Vorschlag zur Güte: Die Albanen sollen ein Staatsoberhaupt kriegen und in Norwegen will man eines loswerden. Wie wärs, wenn sich König Hafon der Fünfte einfach von Norwegen auf Albanien umschreiben ließe? Auf diese Art wären zwei Fliegen mit einer Klappe getroffen: die Norweger wären zufrieden, denn sie wollten ja die Republik zunächst nur in ihrer Heimat einführen, nicht auch im Ausland, und die Albanen müßten sich vernünftigerweise ebenfalls zufrieden geben, denn einen Fürsten bekommen sie nach dem Nachwort